

Weg ins Ungewisse

Helmut Michel †, in der NO-Wand des Piz Roseg am 20. Juli 1958, zum Gedenken.

Schweigend stiegen wir, jeder für sich, die brüchigen Grattfelsen hinan. Der Berg schien unter unseren Füßen und Händen davonzuschwimmen, eine einzige bewegte Masse, deren trauriger Anblick durch die finsternen Steinschlagcouloirs zur Rechten und Linken noch verstärkt wurde. Im Innersten verwünschte ich das Schicksal, das uns in diese kalte, öde Steinlandschaft verschlagen hatte. Kein Riß, kein Kamin, keine Wandstelle, die das eintönige Bild aufgelockert hätten. Nur die Tiefe, die an unseren Körpern zerrte, das unerträgliche Angespanntsein aller Glieder blieb sich ständig gleich. Griffe und Tritte schlugen krachend, kleine Steinlawinen auslösend, in steile Rinnen und Couloirs hinein. Eine tiefe Beklemmung bemächtigte sich meiner und schien mich willenlos, fast mechanisch, weiterzutreiben.

Mit großen Erwartungen waren wir am Vortage nach Sulden gekommen, unsere Herzen geöffnet für das große Erlebnis, von dem es in einem Südtiroler Berglied heißt: „Wo König Ortler seine Stirn hoch in die Lüfte reckt...“ — wie oft hatten wir dies gesungen, bis der zunächst kaum verspürbare Wunsch immer mächtiger wurde und zur Erfüllung drängte. Ein alter, weißhaariger Bergführer bot uns Unterkunft für die Nacht. Aus seinem zerfurchten Antlitz leuchtete die Liebe zu seinem Berg, während er uns von einstigen Erlebnissen erzählte — eine Liebe, die selbst den Tod überdauert.

Mitten in der Nacht brachen wir auf. Mit der Taschenlampe suchten wir uns den Weg durch die unteren bewaldeten Hänge. Im frühen Dämmerlicht, das sich rot, nichts Gutes verheißend, am Horizont ankündigte, erreichten wir den ersten Grataufschwung, Zweifel über die Durchführbarkeit unseres Vorhabens im Herzen. Der Himmel hatte sich mit dunklen Schleiern überzogen, die ihre Schatten unerbittlich auf unsere Schritte warfen. Doch die ruhige vertraute Stimme des Freundes verjagte die Zweifel, das Glück des gemeinsamen Erlebens überwog alle Bedenken. In diesem Glück müssen wir den tiefen Kern unserer Beziehung zu den Bergen suchen, denn nur wenn wir das Wunder des „ich bin“ und das Wunder des „Du“ klar erfaßt haben, wird uns die geheime Botschaft der Berge verständlich. Im ständigen Suchen nach Freundschaft und Liebe liegt eine der tiefen Quellen, die uns mit dem Strom des Lebens verbinden.

Es begann zu hageln, Windstöße peitschten uns ins Gesicht, unser Ausgeliefertsein an den Berg nahm immer bedrohlichere Form an. Ich mußte an den alten Bergführer denken, dessen Gesicht geheimnisvoll zerfurcht war wie das Antlitz des Berges und der sich jetzt vielleicht um uns Sorgen machte. Was würde er wohl in unserer Situation tun? Dem Unbekannten mutig ins Auge sehen und ruhig den eingeschlagenen Weg zu Ende gehen — war es das, was er uns sagen wollte? Hier an diesem Berg, den er sich in den langen Jahren seines Bergsteigerlebens zum Freund in Glück und Unglück gemacht hatte, hier gab uns der Gedanke an ihn, die Gewißheit seiner Nähe neue Kraft und bestärkte uns in dem Glauben an das Gelingen der Fahrt.

Der Berg schien jetzt seine ganze Majestät zu entfalten, seine reichgegliederten Flanken nahmen hellere Töne an, die heimliche Beklemmung, die mich gefangen hielt, verschwand. Die vielfältigen Gesteinsformationen — Urgestein, Schiefer, Kalk — belebten sich und verloren ihre graue, unnahbare Kälte. Am Hintergrat hoben sich winzige Punkte gegen den Horizont ab, Menschen, die wie wir dem Gipfel zustrebten. Ihre Verlorenheit in der gewaltigen Fels- und Eiswüste unterstrich unsere eigene Ohnmacht und mahnte eindringlich an den großen Ernst des Bergsteigens. Was treibt uns dazu, aus freier Entscheidung heraus Gefahren und Mühen auf uns zu nehmen? Ist es nur Sensationslust, Ausgleich eines Minderwertigkeitsgefühls oder ist es einfach der Wunsch, intensiver, tiefer leben zu wollen? Gerade durch die ständige Berührung mit dem Tode, der uns auf all unseren Wegen in den Bergen begleitet, gewinnt das Leben an Intensität, erhält es eine Tiefe, die an die Grundkräfte jenes allgemeinen Lebensprinzips rührt, aus dem alle Erscheinungen hervorgehen. In der Überzeugung, daß ein intensiv gelebtes Leben jederzeit erfüllt ist, verliert der Gedanke an den Tod seine Schrecken, wird der Gegensatz von Leben und Tod hinfällig. „Der Tod gehört ganz und gar der Erscheinung, der Empirie, der Sphäre der Vielheit und des Wechsels an; die transzendente und wahre Wirklichkeit berührt er gar nicht. Was an uns stirbt, ist lediglich die Individuation; der Kern unseres Wesens, der Wille, welcher der Wille zum Leben ist, bleibt davon völlig unangefochten und wird, solange er sich nur selbst bejaht, die Zugänge zum Leben immer zu finden wissen.“ (Thomas Mann in seinem Aufsatz über Schopenhauer.) Und im „Zauberberg“ schreibt Thomas Mann, dem gleichen Gedanken Schopenhauers Ausdruck verleihend: „Wer sich für das Leben interessiert, der interessiert sich namentlich für den Tod.“ — und an anderer Stelle: „Wer sich für den Tod interessiert, der sucht in ihm das Leben.“

Aber es gibt noch einen weiteren Zugang zum Problem des Bergsteigens. Irgendwie schlagen die Berge eine Saite unseres eigenen zwiespältigen Wesens an,

wie der krasse Gegensatz eines sonnigen Bergmorgens und einer düsteren Sturmnacht ahnen läßt. Aber in ihrer erhabenen Ruhe, in ihrer Unberührtheit sind sie auch ein Symbol für die Auflösung der Gegensätze, für das Erreichen jener Ganzheit, der alles Leben zustrebt.

Am Beginn des Eisgrates, der in drei Aufschwüngen zum Gipfel leitet, riß der Nebelvorhang für kurze Zeit auf und gab den Blick in den unheimlichen Trichter der Nordwand frei. Vor etwa einem Jahr waren Freunde von uns durch diese Wand heraufgestiegen, hatten dem Tod getrotzt, der dieses Jahr am Piz Roseg unbarmherzig sein Opfer von ihnen forderte. An diese Tragödie mußte ich denken, als wir, immer an der Gratschneide, langsam an Höhe gewannen. Sie waren beide gestürzt, doch hatte sich das Seil an einer Eiskante verfangen und einem von ihnen das Leben gerettet. Ein dunkles Rätsel liegt über diesem Ereignis, ein Rätsel, das den Tod in all seinen Erscheinungsformen umgibt und nicht durch die Frage nach Sinn oder Nichtsinn, Zufall oder Fügung erklärt werden kann. „O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod.“ In diesem Ausspruch Rilkes liegt Hoffnung und Trost, wird die Achtung vor dem Geheimnis des Todes spürbar.

Auf dem Gipfel löste sich der Bann, verschwand das Gefühl des Ausgeliefertseins. Die unerträgliche Spannung erlosch und machte einer ruhigen Gelöstheit Platz. Ein kräftiger Händedruck des Freundes, eine kurze Rast, dann traten wir den Abstieg an, getrieben von einem fernen Donnerrollen, das leise in meinem Innern weiterklang.

Drei Stunden später standen wir wieder in Sulden. Dankbar, dem Leben zurückgegeben zu sein, kam ich am Kirchlein vorbei und erblickte dort den alten Bergführer. Er stand in schmerzlicher, doch nicht hoffnungsloser Andacht versunken vor einem Grabe. Sein undurchdringliches Gesicht schien bereits vom Geheimnis des Todes berührt zu sein und doch um das Wunder des Lebens zu wissen. Ich blieb im Schatten, um ihn nicht zu stören. Als er gegangen war, las ich die Inschrift des Grabes. Es war das Grab seines Sohnes, der zwei Jahre zuvor sein Leben am Ortler gelassen hatte. Tiefe Unruhe packte mich. Gehen wir mit dem nötigen Ernst in die Berge, fehlt nicht den meisten von uns die Ehrfurcht vor dem großen Geheimnis, das uns auf unseren Touren wie überall im Leben begegnet? Das Grundmerkmal unseres Daseins ist die Freiheit. Um den Sinn dieser Freiheit zu verstehen, müssen wir den Ernst sehen, der hinter dem Leben steht, der immer neu an uns herantritt und uns unsere Probleme stellt. Das Leben ist kein Spiel, es ist hart, grausam und ungerecht. Es steckt kein offenkundiger Sinn dahinter außer dem verborgenen Sinn der Liebe. Der Ernst aber verlangt Ehrfurcht, eine Ehrfurcht, deren Wesen die Wahrhaftigkeit des Herzens ist.

Langsam verließ ich den Friedhof, ein Gedicht des japanischen Dichters Saigyō im Sinn:

*Der windverwehte
Rauch des Fuji,
Fern schwindet er hin.
Wer weiß das Los
Meiner Gedanken, die mit ihm schweben?*